

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 135.

Donnerstag, 18. Mai

1933.

Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Zomac

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Den Brüdern erschien es sichtlich unangenehm, so schnell erkannt zu sein. Sie hatten gehofft, daß Fürst ihren Namen nicht kennen und sie für völlig harmlose Mitmenschen ansehen würde. Daran, daß Frau von Schellhagen dem Vetter ihre Jugendfreunde genau schildern würde, hatten sie beide nicht gedacht, obwohl es doch eigentlich das Selbstverständliche von der Welt war.

Lissi Schellhagen blickte in das mit einem Male Mißmut ausdrückende Gesicht Alexanders, konnte jedoch keine Ursache für seine plötzliche Verstimmung finden und schob es auf die Zimmerluft. Sie schlug daher einen Spaziergang durch den Park vor, der die Zeit bis zum Mittagessen ausfüllen sollte. Man kam dieser Anforderung gern nach.

Alexander Rien bot Frau von Schellhagen den Arm, während Peter mit Hans Fürst einige Schritte vorausging.

„Sie haben hier in der Gegend Ihr Jagdrevier?“ fragte der Amerikaner im Vorwärtsschreiten.

„Allerdings.“

„Dann werden Sie voraussichtlich längere Zeit bei uns in Waldrubh bleiben?“

Peter Rien stuchte. Irgend etwas in des anderen Stimme machte ihn aufhorchen. Es war ihm, als wenn etwas Lauerndes in dieser Frage läge, als wenn Fürst ein mehr als gewöhnliches Interesse an der Dauer seines hiesigen Aufenthaltes nähme.

„Ich weiß selbst noch nicht genau, wie lange wir bleiben werden“, sagte er daher ausweichend. „Es ist jetzt eigentlich keine Jagdzeit. Vielleicht fahren wir schon in zwei Tagen nach München zurück. Aber das hängt ganz von meinem Bruder ab, dessen Entschlüsse leider ewig wechselvoll sind.“

„Vielleicht auch von Baron Hartmann?“ klang es mit einem leisen, spöttischen Unterton zurück.

„Von Baron Hartmann?“ Peter Rien zog unwillkürlich die Augenbrauen hoch. „Es ist mir, offen gestanden, nicht ganz klar, wie Sie zu dieser Vermutung kommen. Der Baron und ich sind zwar Studienfreunde, aber unsere Beziehungen zueinander sind nur noch sehr lose, und ich werde bei meinem augenblicklichen hiesigen Aufenthalt kaum mit ihm zusammentreffen.“

„Doch, doch, Herr Rien, Sie werden ihn noch heute abend sehen. Er befindet sich nämlich ebenfalls unter den geladenen Gästen.“

„Das freut mich aufrichtig. Trotzdem wird es ihm gar nicht einfallen, mich zu einem längeren Bleiben zu veranlassen.“

„Vielleicht doch“, gab Fürst langsam zurück, und jetzt klang offene Ironie aus seinen Worten, als er fortfuhr: „Es könnte immerhin möglich sein, daß dem Baron daran gelegen wäre, alte Freundschaftsbeziehungen zu einem Manne aufzufrischen, dessen Verbindungen zur Kriminalpolizei die denkbar besten sind.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Peter Rien, sichtlich erregt.

„Oh, nur so im allgemeinen.“ Und einen, durch die grellen Sonnenstrahlen plötzlich verursachten heftigen Augenschmerz vorkühnend, begab sich Hans Fürst schnell in das Haus zurück.

+

Der Abend brach herein. Auf Waldrubh herrschte geschäftiges Leben. Schon seit Stunden war die gesamte Dienerschaft auf den Beinen; jetzt zuhren bereits die ersten Wagen vor. Frau von Schellhagen war voll damit beschäftigt, die ankommenden Gäste zu begrüßen.

Die beiden Brüder Rien hatten sich in die äußerste Ecke des Empfangsalons zurückgezogen, wo sie ungestört miteinander sprechen konnten. Am Nachmittag war ihnen das beim besten Willen nicht möglich gewesen, weil sie kaum einen Moment allein gewesen waren.

Alexander war von seines Bruders Bericht über die Unterhaltung mit Hans Fürst am Vormittag höchst überrascht.

„Dann haben wir den Fuchs ja eigentlich schon in der Falle“, sagte er mit leisem Triumph. „Mir kam es gleich sonderbar vor, daß Hans Fürst gar so gut über uns unterrichtet war. Nun aber, da er sich dir gegenüber auf so plumpe Art und Weise verraten hat, gibt es meiner Meinung nach für dich nur einen Weg: nämlich Kommissar Bäuerle zu verständigen, daß er sich so schnell wie möglich einen Haftbefehl gegen Fürst verschafft.“

„Das werde ich schön bleiben lassen, mein lieber Alex.“

„Dann wird dir wohl der seltene Vogel davonfliegen, nachdem du ihn sozusagen schon in der Hand hattest.“

„Du bist und bleibst ein Dilettant in des Wortes übelster Bedeutung. Du trittst mit dem Vorurteil an den Fall heran, daß der neu aufgetauchte Vetter Lissi ein ausgemachter Schurke und niemals der wahre Hans Fürst ist, und legst jedes neu belastende Moment zum Ungunsten deines Opfers aus.“

„Zu wessen Lasten soll ich es denn buchen, wenn nicht auf Fürsts Konto, mein superkluger Herr Bruder?“

„Du besitzt die Logik eines Schuymannes, aber nicht die eines modernen Kriminalisten. Jener Hans Fürst — ich will ganz dahingestellt sein lassen, ob es der wirkliche Vetter Frau von Schellhagens oder ein Hochstapler ist — macht doch entschieden den Eindruck eines gebildeten, intelligenten Menschen, ja, er macht nicht nur diesen Eindruck, sondern er ist bestimmt ein Mensch mit einer tadellosen Allgemeinbildung, wenn seine amerikanischen Manieren auch etwas zu salopp bei uns erscheinen mögen. Aber dafür hat er eben sein ganzes Leben im gelobten Lande jenseits des Ozeans zugebracht. Hast du etwas gegen diese Feststellung einzuwenden?“

„Nein, aber ich begreife nicht, was — —“

„Laß mich zu Ende reden, lieber Alex. Kannst du nun wirklich glauben, daß ein solcher Mensch sich so ohne weiteres dem ersten Detektiv gegenüber verrät, der



„Ihm in den Weg läuft? Meinst du im Ernst, daß Fürst jene Worte hätte fallen lassen, wenn er wüßte, daß ein Gastbefehl seinen ganzen, klug ausgedachten Plan zu nichte machen und ihm einen mehrjährigen Aufenthalt im Gefängnis oder im Zuchthaus einbringen könnte? — Meiner Meinung nach wäre das die Handlungsweise eines Menschen mit geistigem Defekt, denn jeder Analphabet würde sich schlauer benehmen.“

„Das ist richtig, ändert aber nichts an der unänderlichen Tatsache seiner Worte. Vielleicht hat er uns doch nicht ganz durchschaut und wollte dir auf den Zahn fühlen, um eventuell rasche Vorkehrungen zur Flucht treffen zu können.“

„Das konnte er auf andere Weise einfacher und ungefährlicher haben. Außerdem wartete er ja meine Entgegnung gar nicht ab, sondern zog sich schleunigst zurück, ehe ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte. Seine Augenschmerzen.“

„Apropos, Augenschmerzen“, unterbrach nun Alex seines Bruders Rede. „Ich hielt die Sache anfangs für eine Finte, eine faule Ausrede, um die plötzliche Übersiedlung nach hier glaubhaft zu machen. Deshalb fragte ich Frau von Schellhagen sofort nach dem Namen des behandelnden Arztes. Professor Braumann ist, wie du dich erinnern wirst, ein Klubfreund von mir. Ich rief ihn daher heute nachmittag an, als ich mich mal für ein paar Minuten fortstellen konnte, und erkundigte mich bei ihm nach dem Leiden Hans Fürsts.“

„Das war sehr klug von dir. Und was sagte der Arzt?“

„Er bestätigte mir, daß es sich tatsächlich um ein ungemein schweres Augenleiden handle. Die Volabeln, die er dafür gebrauchte, habe ich leider nicht behalten.“

„Das ist schade. Wichtig ist natürlich, daß das Leiden wirklich besteht und daß er sich tatsächlich in der Behandlung dieses Arztes befindet. Hält Braumann die Krankheit für hoffnungslos?“

„Er sagte, im Anfang habe er nicht an die Möglichkeit einer Heilung geglaubt, jetzt sei er jedoch beinahe überzeugt, die Erblindung verhindern zu können. Da die Grundursache des Leidens nervöser Art zu sein scheint, ist Professor Braumann vor allem besorgt, daß Aufregungen jeder Art von seinem Patienten ferngehalten werden.“

„Das ist von ungeheurer Wichtigkeit! Merkst du nun, was für Unheil wir mit einer plötzlichen Verhaftung Fürsts hätten anrichten können?“

„Bei einem Verbrecher kann man darauf keine Rücksicht nehmen.“

„Bei einem Verbrecher — vielleicht. . . Aber man muß erst genau wissen und nicht nur vage vermuten, ob man einen solchen vor sich hat.“

„Du willst also damit behaupten, daß Fürst ein völlig unschuldiges Lamm ist.“

„Das wäre eine gefährliche Behauptung. Im Gegenteil! Auch mich hat das Gespräch von heute vormittag stutzig gemacht, aber ich falle Gott sei Dank nicht so leicht ins Extreme wie du. Ich sagte mir, entweder ist Fürst unschuldig, dann müssen wir schon seines Leidens wegen so vorsichtig wie möglich arbeiten. Ist er er aber doch ein Schwindler, so hat er sicher gut vorgebaut, daß wir ihn auch durch eine Verhaftung nicht überführen können; denn, wie gesagt, sonst hätte er seine Worte mir gegenüber bestimmt vorsichtiger gewählt. Aus dieser letzten Lesart ergibt sich für uns die Notwendigkeit, nicht direkt aufs Ziel loszugehen, sondern langsam, Schritt für Schritt, unser Material zu sammeln und abzuwarten, wie sich die Dinge zuspitzen werden.“

Alexander schien damit nicht ganz einverstanden, aber er hütete sich, den Bruder durch Widerspruch zu reizen, um nicht eine langweilige Predigt über sich ergehen lassen zu müssen.

„Er soll doch seiner Kusine auch Geld abgeborgt haben“, lenkte er daher vom Thema ab. „Wenigstens sagte Bäuerle so etwas Ähnliches.“

„Tawohl, um nicht weniger als die stattliche Summe von zwanzigtausend Mark handelt es sich dabei.“

„Dann verstehe ich nicht, wieso Lissi noch immer an den Reichtum ihres Betters glauben kann.“

„Ich auch nicht. Aber wir wissen ja vorläufig nichts Näheres über die Geldgeschichte. Du versuchtest ja heute morgen gleich nach der Begrüßung unsere Freundin aufs Glatteis zu führen, indem du sie auf ihre Bemerkung, ihr Better habe große Sorgen, fragtest, ob diese finanzieller Natur seien. Als sie antwortete, beobachtete ich sie scharf; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie von der Wahrheit ihrer Worte nicht selbst jenseitig überzeugt gewesen wäre.“

„Das Gefühl hatte ich auch, Peter. Ich amüsierte mich noch im stillen über ihre köstliche Naivität.“

„Naivität hin, Naivität her — vielleicht hat sie am Ende gar recht. Wir werden jedenfalls noch genug Zeit zum Nachdenken haben, und darum glaube ich, es wäre besser, wir kümmern uns lieber einmal darum, wen wir zu Tisch führen. Es sind nämlich bereits sämtliche Gäste anwesend und das Essen kann in wenigen Minuten beginnen.“

Die heutige Abendgesellschaft bei Frau von Schellhagen hatte Niveau, das mußte ein jeder zugeben. Abgeordnete, Minister, Industrielle, Rittergutsbesitzer, Professoren und Künstler waren mit ihren Frauen auf Waldruh erschienen. Es war wieder einmal einer jener Abende, wie sie früher auf Waldruh an der Tagesordnung gewesen waren und durch die sich Frau von Schellhagen in der exklusiven Münchener Gesellschaft einen Namen gemacht hatte.

Seit zwei Jahren war es die erste große Gesellschaft. In all der langen Zeit hatte Frau von Schellhagen völlig zurückgezogen gelebt. Obwohl sie ihren verstorbenen Mann nicht eigentlich geliebt, führte sie doch den Witwenstand mit aller Strenge durch. Nun aber, nach zwei Jahren, glaubte sie, sich endlich der Welt wiedergeben zu dürfen.

Nun war also wieder einmal die Münchener Gesellschaft bei ihr zu Gast und man amüsierte sich so, wie es früher immer auf Waldruh gewesen war.

Die großen Flügel der Gesellschaftsräume standen weit offen, um die wohlthuende Kühle der Frühlingsnacht ungehindert hereinströmen zu lassen.

Die junge Frau hatte sich für wenige Minuten ihren Gästen entzogen und stand nun allein auf der breiten Terrasse, die in den Park führte. Den rotblonden, pikanten Kopf an eine der eisenumspannten Säulen gelehnt, träumte sie mit sehnsüchtigen Blicken in die Nacht hinaus.

„Lissi, Frau Lissi“, erklang es da plötzlich hinter ihr. Im nächsten Moment stand Baron Hartmann vor ihr. Er trat dicht zu ihr hin und sah sie mit einem großen Blick fragend an.

„Frau Lissi, wollen Sie ein paar Minuten mit mir durch den Park promenieren?“ fragte er dann nach kurzer Pause.

Frau von Schellhagen reichte ihm als Antwort stumm ihren Arm. Sie sprachen vorerst kein Wort; um so mehr verriet der heftige Atem der beiden, daß sie sich am ersehnten Ziel wußten.

So schritten sie immer tiefer in den Park hinein, ganz erfüllt von ihren Gedanken, und merkten es nicht, daß ihnen schon von der Terrasse her eine dunkle Gestalt heimlich gefolgt war, die sich fast lautlos im Schatten der Bäume und des dichten Strauchwerks heranschlich.

„Sehen wir uns ein wenig, Frau Lissi“, unterbrach Baron Hartmann das Schweigen und führte die junge Frau zu einer Gartenbank.

Lissi setzte sich beinahe zaghaft und mied es geflüstert, zu ihrem Begleiter aufzuschauen.

„Frau Lissi“, sagte Baron Hartmann leise nach ihrer Hand fassend. „Ich glaube nicht, daß es nur Zufall ist, daß Sie gerade heute ein Fest geben. Damals, als ich um Ihre Hand anhielt, gaben Sie mir zur Antwort, daß ich Sie, wenn sich mein Sinn in einem Jahr nicht geändert habe, noch einmal fragen sollte. Heute ist der Tag, Frau Lissi. Darf ich nun Ihre Antwort erfahren?“

(Fortsetzung folgt.)

In dieser
 englische
 hervorgehobene
 von einer
 Reichswehr
 in ihrem Sprach
 antwortete, mo
 ausdrücklich
 Engländer
 hin die qua
 verlangt, da
 den anderen

2
 as. Ber
 Abteilung
 handlungen
 kann gewo
 diesen neue
 forierung un
 der er auf
 Rede des
 beiden Kun
 wolkereu Au
 mismus, zu
 ist, muß dab
 So gönst
 rede ist,
 die lastfi

ausdrücklich
England
hin die qu
verlangt, den
den anderen
nur so verfo
Waffen eini
sie, wie di
braucht. Da
gung nicht e
Daneben gib
ger Punkte.
lette nun
Deutschheits
punft, daß al
geeignet war.
Sache der
zu sprechen
gutes Ende
eine völlig
Ausland
Radoin
Lein, das W
anderen. Da
laren werden,
grundständig
zum Beginn
den. Deutsch
hohes Ziel er

Hörte
es Berlin
Stellung.)
Bring hielt, f
zu geben b
Sie läßt erken
er nationalen
gleich die Ri
wand rüchle de
es unjelig
Wang von Rei
nicht wird dur
besonder
auf die Staats
ed Sonderbest
unterbrecht Gö
innen Zweifel
Er in die Per
Schwägerjung
a der W
Wang ist, wo
Herr Sond
Vangeseß

Mein Weg.

Ich wandle nicht die breite, ebne Spur
Der Menge; ferne ihrem Treiben such'
Ich mir den stillsten Pfad in Wald und Flur
Und lese einsam in der Schöpfung Buch.
Ein Fragender zieh' ich durch Busch und Feld,
Vom Odem der Geheimnisse umweht
Und such' mich abzufinden mit der Welt
Und mit mir selbst, so gut und schlecht es geht.
Ich weiß, unliebsam ist es eurem Sinn,
Daß ich mich fernhalt' eurem Tun und Brauch —
Je nun, ihr müßt mich nehmen, wie ich bin, —
Du lieber Gott, muß ich's doch selber auch! . . .

Kaspar Rögler †.

Die Moralpredigt.

Skizze von Rudolf Hartung-Siegen.

Der Hosprediger Kalmus stützte das ergraute Haupt in die Linke und verharrte mit geschlossenen Augen in nachdenlichem Schweigen.

„Gnädige Frau Gräfin“, begann er dann, „das trübe Bild, das Sie mir da von Ihrem Sohne gegeben haben, ist mir leider nicht neu. In den Kreisen der Gesellschaft, mit der ich durch mein Amt in Verlehr stehe, sind mir ähnliche Fälle schon wiederholt vorgekommen. Aber geben Sie die Hoffnung nicht auf! Ich werde mit dem jungen Herrn sprechen. Nicht wegen Ihrer hochherzigen Spende für mein Wohlfahrtswerk“ — dabei deutete er auf einen vor ihm liegenden Scheck, der über einen namhaften Betrag lautete — „sondern aus aufrichtiger Teilnahme für Ihren Schmerz und im Bewußtsein meiner Pflicht als Diener am Wort. Schiden Sie mir noch heute Ihren Sohn! Ich werde mit ihm ein ernsthaftes Wort sprechen.“

Die Gräfin Borichti konnte nur ein paar Worte tiefempfundener Dankes sammeln. Sie erhob sich sichtlich getrübet, tupfte mit ihrem Spitzentuch die Tränenpuren aus ihren Augen und verließ nach einem herzlichen Händedruck das Zimmer des geistlichen Herrn.

Der Hosprediger, der die Dame ehrerbietig hinausbegleitet hatte, lehrte zurück. Er trat ans Fenster und sah mit ernstem Blick dem davonfahrenden Wagen nach. „Jugend von heute“, murmelte er. „Sorgen der Reichen.“ Dann trat er an seinen Schreibtisch. Seine Mienen erhellten sich, als sein Blick auf den Scheck fiel. Er hob ihn auf und verwahrte ihn sorgfältig in seiner Brieftasche.

In dem bekannten Juwelieregeschäft von Bellmoor sah kurz nach diesem Vorgange eine Dame, elegant in der Kleidung, vornehm in Haltung und Sprache. Ihr gegenüber stand Herr Bellmoor.

„Gnädige Frau haben sich nun entschieden?“
„Ja, ich nehme diesen Halskamm. Sie sagten, wenn ich Sie bei meinem Besuch heute morgen recht verstanden habe, 20000 Mark?“

„So ist es: 20000 Mark bar.“
„Gut. — Ich habe diese Summe selbstverständlich nicht bei mir. Aber damit wir schnell zu Ende kommen, kann vielleicht einer Ihrer Herren mit mir fahren. Ich bin beim Hosprediger Kalmus abgestiegen, der ihnen ja bekannt sein wird. Mein Wagen steht vor der Tür.“

Bellmoor verneigte sich zustimmend und übergab einem seiner Angestellten das Verhältnis mit dem Schmud und die Quittung. Der junge Mann nahm dienstfertig neben dem Chauffeur Platz, und der Wagen rollte davon. Zehn Minuten später stand die Gräfin mit ihrem Begleiter im Vorzimmer des Geistlichen.

„Der Herr Hosprediger läßt bitten“, meldete das Mädchen.
„So, nun gehen Sie hinein!“ drängte die Gräfin. „Der Herr wird Ihnen das Geld auszahlen. Den Schmud können Sie schon hier lassen.“ Damit nahm sie das Päckchen an sich und wies den jungen Mann in das von der Dienerin geöffnete Zimmer. Die Tür schloß sich hinter ihm, und er sah sich der würdigen Erscheinung des Geistlichen gegenüber.

Der hatte sich erhoben und ließ einen langen prüfenden Blick über den jungen Mann gleiten. „Lieber Freund, bitte, setzen Sie sich! — So, nun lassen Sie uns einmal ein ernstes aber gutgemeintes Wort mit einander sprechen. Bitte, einen Augenblick Geduld! Ihre Frau Mutter hat offen mit mir gesprochen. Ich weiß alles. Sie haben ihr viel Kummer bereitet. Ich muß mich wundern, denn der Eindruck, den ich von Ihnen gewinne, ist ein durchaus günstiger. Ich nehme an, Sie haben sich bloß durch schlechte Gesellschaft verfahren lassen und bereuen jetzt aufrichtig, daß Sie Ihren Eltern durch Ihren Lebenswandel soviel Schmerz bereitet haben.“

Der junge Mann starrte Herrn Kalmus verständnislos an.

„Meinen Eltern? — Schmerz bereitet? — Ich weiß nicht, was Sie wollen. — Ich bitte Sie um das Geld für den Schmud.“
„Aha, ich weiß, den Sie der Tantein schenken wollten? Das schlagen Sie sich aus dem Sinn! Dafür bekommen Sie ein für alle Mal kein Geld.“

Der junge Mann starrte den Geistlichen wie einen Verirrten an. Dann sprang er von seinem Stuhle, riß die Tür auf und stürzte in das Vorzimmer: Es war leer.

„Wo ist die Dame?“ — Sie war verschwunden. Von der Straße hörte man eine Hupe; ein Wagen fuhr eilends davon. Nun gab es eine hastige Aussprache mit dem bestürzten Geistlichen. „Um Gottes willen! — Wir müssen sofort zu Herrn Bellmoor.“

Beide Herren rasteten die Treppe hinunter, sprangen in den ersten besten Wagen und stürzten in höchster Erregung in das Privatkontor des Juwelers. In fliegenden Worten gab der junge Mann einen Bericht.

„Wir müssen unbedingt die Polizei benachrichtigen. Das gibt einen schrecklichen Skandal“, klagte der geistliche Herr.

„Unbesorgt!“ versetzte Bellmoor mit einer erstaunlichen Ruhe. „Weder die Polizei noch sonst jemand wird etwas erfahren. Der einzige Leidtragende wird hier mein junger Mann sein. Er hat es an der nötigen Vorsicht fehlen lassen und wird mir deshalb den Schaden ersetzen. Er hat da eine heilsame Lehre für die paar Mark erhalten.“

„Die paar Mark?“ stotterte der Hosprediger, indem er entgeistert auf den schredensbleichen Angestellten blickte.

„Jawohl, die paar Mark . . . Sehen Sie, von den wertvollen Schmucksachen lasse ich eine Kopie aus unechtem Material anfertigen, die so gut gearbeitet ist, daß ein Laie sich täuschen läßt. Manche Kunden wünschen sogar ein solches Doppelstück. Da ich etwas mißtrauisch war, gab ich meinem Verkäufer die Nachahmung, während das echte Stück noch in meinem Geldschrank liegt. Ich hätte es nach Empfang des Geldes sofort mit einer Bitte um Entschuldigung nachgeschickt. Meine Vorsicht bewahrte uns so vor Schaden. Die Gaunerin hat sich in dem schönen Glauben, daß ihr Schwindel geglückt sei, über alle Berge gemacht. Die Gräfin wird bald entdecken, daß ihre Beute ebenso unecht ist wie ihr Titel und ebenso wertlos wie der Scheck, den sie Ihnen auf eine nirgendwo bestehende Bank ausgestellt hat. Und Sie, mein Lieber“, wandte er sich an seinen Angestellten, dem ein Stein vom Herzen gefallen war, „bedanken Sie sich bei dem Herrn Hosprediger für die schöne Moralpredigt. So etwas könnt ihr jungen Leute ab und zu gut gebrauchen.“

Die Ohrfeigen des Herrn Stammetmeyer.

Erzählt von Herbert Hüneke.

Herr Max Stammetmeyer stieg hinter seiner Frau in die Straßenbahn. Der Anstand erfordert ja wohl, daß man dem sogenannten schwächeren Geschlecht den Vortritt läßt. Frau Stammetmeyer freilich wäre es lieber gewesen, sie hätte ihren Mann keine Sekunde aus dem Auge verloren. Denn im Wagen saßen ein paar junge Damen.

Es waren nur noch wenige Sitzplätze frei. Leider keine zwei nebeneinander. Frau Stammetmeyer ließ sich nieder. Ihr Mann mußte sich ihr schräg gegenüber setzen. Neben ein recht frisches weibliches Wesen. Er schwante: Sollte ihm das nun angenehm sein oder nicht? Seine Frau gab ihm durch einen einzigen Blick die richtige Antwort: Max, denke daran, daß ich hier bin!

Herr Stammetmeyer dachte daran. Also war er an der niedlichen Nachbarin offensichtlich durchaus uninteressiert. Ja, er bemühte sich, den schon vorhandenen Abstand noch zu vergrößern. Er legte das Paket, das er im Arm getragen, zwischen sich und die junge Dame, obwohl es dort eigentlich keinen Platz mehr hatte. Er zahlte. Dann zog er eine Zeitung aus der Tasche, entfaltete sie und vertieft sich in ihre Lektüre. Seine Frau war mit ihm zufrieden.

Drei Minuten lang ereignete sich nichts. Gar nichts. Aber der Straßenbahn brütete die dort übliche Langeweile.

Doch plötzlich schoß die junge Dame neben Herrn Stammetmeyer auf, das Gesicht rot übergossen, zerriß mit einem Hieb ihrer kleinen Faust die Zeitung ihres Nachbarn und verabreichte ihm zwei Ohrfeigen, deren Schall durch das Rappaleder an ihren zarten Fingern wohlklingend verstärkt wurde.

Der ganze Wagen erwachte freudestrahlend, ob dieser unerhofften und kostenlosen Unterhaltung. Frau Stammetmeyer kreischte: „Max!“ Sie wollte in Ohnmacht fallen. Doch dann hielt sie es für richtiger, erst zu vernehmen, was der Sünder verbrochen hatte.

Max war erstarrt. Schließlich stammelte er: „Ich, ich muß doch sehr bitten!“ Alle Mitfahrer sperrten Mund und Ohren auf.

...hört, so elend! Ich werde Sie sehen, wird hier in den Armen zu jähren, Sie ... Abends streifte sie den Armel ihres Mantels hoch. Auf der zarten bloßen Haut wurden zwei tiefe rote Eindrücke sichtbar.

Frau Stammelmeier wollte sich erheben und fiel kraftlos zurück: „Mar, so eine Schande!“ Sie schloß die Augen. Ihre beiden Nachbarinnen bekümmerten sich um sie. Die Leute standen auf, reckten die Hälse. Ein paar kletterten auf die Bänke, weil sie sonst nichts sehen konnten. Die junge Dame weinte vor Empörung. Der Schaffner zog stürmisch die Klingel, weil er einen Schuhmann gesehen hatte.

Die Straßbahn hielt. Der Schuhmann drängte sich hindurch. Mit gewohntem Scharfblick erkannte er sofort, was die Lage von ihm erforderte: „Mein Herr, meine Dame, Sie folgen mir zur Wache!“ Den Wageninsassen tat es sehr leid, daß keine weitere Möglichkeit zu Ohrfeigen vorlag.

Herr Stammelmeier stolperte auf die Straße. Er murmelte: „Ich bin unschuldig, ich bin unschuldig.“ Die junge Dame war noch immer peinlich berührt. Seelisch und körperlich. Sie rieb sich den schmerzenden Arm. Frau Stammelmeier erwachte im richtigen Augenblick aus der Ohnmacht: „Ich gehe natürlich mit. Scheiden lasse ich mich!“

Die Leute rissen sich ungern vom willkommenen Schauspiel los, wollten davon fahren. Da rief jemand: „Er hat sein Paket vergessen.“ Der Schaffner warf es Herrn Stammelmeier im letzten Augenblick zu Ohrfeigen vorlag.

Der Reviervorsteher leitete mit überlegener Ruhe die Untersuchung: „Also, wie war die Sache?“ — „Ich lasse mich scheiden!“ kreischte Frau Stammelmeier. — „Das können Sie nachher machen“, beruhigte der Vorsteher. Bitte, mein Fräulein, sagen Sie aus! Der Herr hier soll Sie in den Arm gekniffen haben, und dann gaben Sie ihm zwei Ohrfeigen?“ — „Ja“, schluchzte Frau Stammelmeier, „und ganz recht hat sie gehabt. Ich lasse ...“

Der Polizist winkte energisch ab: „Lassen Sie das Fräulein sprechen! Also, der Herr hat Sie gekniffen. Warum haben Sie die Dame gekniffen, Herr?“ — Mar Stammelmeiers bedrängte Seele schrie auf: „Ich habe sie gar nicht gekniffen. Ich konnte sie nicht kneifen, denn ich hielt ja meine Zeitung mit beiden Händen. So habe ich geessen und ...“

Herr Stammelmeier konnte nicht schildern, wie er die Zeitung gehalten haben wollte, denn er merkte jetzt erst, daß ihn sein Paket daran hinderte. Also legte er es bebend vor gekränkter Unschuld auf den Tisch des Polizeigewaltigen neben dessen Hand. „So habe ich geessen und meine Zeitung ...“

Ein Schrei aus dem Mund des Vorstehers unterbrach ihn: „Versucht! Was hat mich da in die Hand gekniffen. Herr! Nein, Sie können es ja nicht gewesen sein. Merkwürdig. Halt, das Paket!“

Alles starrte auf das Paket. Das hatte ein Loch, und aus dem sahen plötzlich zwei lange graue Scheren heraus, fingerten in der Luft herum, schlossen sich blutigierig, öffneten sich wieder.

Herr Stammelmeier schoß hoch: „Da, das ist der Täter: Mein Krebs! Meine Frau hat ihn vorhin gekauft. Ich habe ihn in der Straßbahn neben mich gelegt. Ich bin unschuldig!“

Das Fräulein starrte die Krebscheren an, wurde vor Mitleid plötzlich noch röter: „O, da habe ich mich geirrt. Verzeihen Sie! Aber ich mußte ja glauben, daß ...“

Frau Stammelmeiers scharfe Stimme mischte sich ein. „Schweigen Sie! Schämen sollten Sie sich. Einen fremden Herrn, meinen guten, anständigen Mann so leichtfertig zu beschuldigen! Sie sind wohl gewohnt, in den Arm gekniffen zu werden. Sie, Sie ... Komm, lieber Mar, wir gehen. Für uns ist die Sache erledigt. Ich wußte doch sofort, daß du unschuldig warst.“

Frau Stammelmeier verschwand mit Krebs und Mann. Der Reviervorsteher und das Fräulein sahen sich an. Sie lachten erst, als die Tür zugeflogen war.

Das Erlebnis.

Skizze von Gerhart Tilk-Grodziols.

Töne zittern durch ein halboffenes Fenster hinaus in die herbe Frühlingsnacht und tasten sich mit dem müden Glanz der Sterne in den Himmel. Eine schmerzstöhnende Seele klagt aus den Akkorden, ächzt im Tremolo der seufzenden Bässe. Bach spielt, Johann Sebastian Bach spielt an seiner Passion.

Die Töne werden leiser. Er bricht ab. Die Hände fallen müde herab. Er steht auf, nimmt das Notenbündel vom Instrument und geht an seinen Arbeitstisch. Der Feder-

...die Arbeit in seiner Hand. Die Gedanken irren über Zeit und Raum. Dumpf bläst der Wächter die Mitternacht.

Berzweifelt wühlt der Meister in den Notenblättern, die sich zu Bergen aufgetürmt haben. Aber wie ein leiser Hohn klingt es ihm aus ihnen entgegen. Berwegenes Werk! — Berwegen er, der es wagt, in göttliche Höhen sich zu versteinen, Gott, Christus nachzuleben. Er kommt nicht weiter, sie wird nicht fertig, die Passion. In den Schläfen hämmert das Blut, der hegende Dämon großer Geister. Die Erkenntnis des Unvollkommenen rast gegen den schöpferischen Willen des Genius. Bach stöhnt leise unter der Last erfüllter Schwere. Er findet sich nicht nach Gethemane. — Tag um Tag, Nacht um Nacht sitzt er nun so. Sinnend geht er auf und ab. Vor dem Kamin bleibt er stehen und schiebt mit dem Fuß einige Holzklößen in die Glut. Die Flamme knistert an ihrem Raub. Es ist ihm, als höre er das Klüstern der Kriegsknechte, ihre raschelnden Schritte. Fackeln flammen qualmend auf, werfen langes Licht gegen Büsche und Bäume, daß ihre Schatten wie unruhige Geister zu tanzen beginnen. — Aber wo ist Christus, der da im Gebet ringt, im gewaltigen Kampf um Leben und Tod? — Leise summt Bach die Worte vor sich hin: „Mein Vater, ist's möglich, dann gehe dieser Kelch von mir.“ Die Worte hauchen ins Leere. Die Seele fehlt ihnen, die ungeheure Schwere sich opfernden Lebens, der Schmerz, der das Gesicht zerreiht.

Da öffnet sich leise die Tür zu seinem Arbeitszimmer. „Johann Sebastian!“ Ein halbunterdrückter Schrei läßt ihn zusammensinken. Anna Magdalena schreitet auf ihn zu. Ihre Augen starren ihn an. „Johann Sebastian, — Marie, dein Kind, stirbt.“

Bach fliegt durch sein Arbeitszimmer, stößt eine Tür auf, noch eine, noch eine — und steht am Bett seines Kindes. Ein Zittern geht durch seinen Körper. Die Kleine streckt ihm das Händchen entgegen. Fiebernd richtet sie sich auf, drückt sich an den Vater. In ihren Blicken brechendes Leben. — „Kind, Kind, süße Marie.“ — „Vater, muß ich sterben?“ — „Johann Sebastian vermag nicht zu sprechen.“ „Vater, aber ich will nicht sterben, ich will Blumen pflücken. Ich will nicht sterben. Ich will in den Garten, Philipp Emanuel soll kommen.“ — „Marie, süße Marie.“ — „Ich will nicht, ich will nicht!“ Anna Magdalena wirft sich über das Bett und umklammert weinend die Rippen. Bach sinkt nieder. Er will beten. Er kann nicht. Mitleid zerreiht seine Seele. „Vater, willst du mir nicht helfen?“ — Fieberwird schlingt sie die Arme um ihn. Maßlose Angst verzerrt ihr kleines Gesicht, in dem gestern noch der Frühling leuchtete. „Vater!“, ein Aufschrei, der dem starken Mann einen Atemzug lang das Herz stillstehen läßt. — Dann sinkt das Kind langsam zurück. Die Augen brechen. Der letzte Glanz huscht wie ein Stern in eine schimmernde Träne.

Zerschlagen taumelt Johann Sebastian in sein Arbeitszimmer. Der Kopf sinkt ihm auf den Schreibtisch. Müdigkeit und Schmerzen reißen ihn herab. Kalte Notenblätter kühlen die heiße Stirn. Eine kurze Zeitspanne sind alle seine Gedanken ausgeschaltet. Der Schlaf zieht ihn in sein Reich.

Dann reißt es ihn auf. Vor ihm steht das Gesicht des Herrn, schmerzverzerrt, mit heißen Augen. Schweiß trieft von der angstzerfurchten Stirn.

Alles um den Meister sinkt in Vergessen. Der Dämon Künstler hegt die Gedanken zur letzten Fron. Fastig überfliegen die Augen die Notenseiten. Die kalten Hände greifen nach leeren Blättern. Der Federkiel saust über sie hinweg, haftet Noten auf Noten in die Linien. Er weiß nichts mehr, er weiß nicht, daß sein Kind gestorben ist. Er weiß nicht, daß es der Todeskampf seines Kindes ist, der da gewaltig in die schwarzen Linien fließt. Er hört nur noch in dem Stöhnen der Holzbläser und in dem in Sechzehnteln pochenden Bass den ringenden Christus. Aufschreiende Dissonanzen münden jetzt in bebender harmonischer Fülle: „Vater, doch nicht wie ich will, sondern —“

Draußen ist die Sonne aufgegangen, müde, trübe, als trüge sie den Sinn dieses Tages in ihrem Antlitz. Bach ringt noch immer in heißem Gebet. Im Reiche der Töne lebt er Christus, kämpft er seinen gewaltigen Kampf um die Ewigkeit.

Da klingt es aus. Dunkle Wolken hängen über der Erde, doch drüber blaut der unendliche Himmel in seiner Klarheit wie eine göttliche Verheißung.

Bach legt den Federkiel aus der Hand. Sein Kopf sinkt vornüber. Er schläft, schläft über seinem vollendeten Werk, seiner Passion, und über ihm schweben die Flügel der Ewigkeit.